

Volksstimme

Sozialdemokratisches Organ für den Regierungsbezirk Merseburg.

Die „Volksstimme“ erscheint täglich abends (mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage), von Montag bis Freitag für den Zeitungsbezirk Merseburg, für den übrigen Teil des Landes für den Zeitungsbezirk Halle. Preis für den Zeitungsbezirk Merseburg 10 Pfennig, für den übrigen Teil des Landes 15 Pfennig. — Verlag: G. G. Meißner, Große Mühlstraße 27. — Druck von G. G. Meißner, Große Mühlstraße 27. — Zeitungsbureau Nr. 111.

Belegpreis: Monatlich 30 Pfennig, beim Abholen von der Expedition monatlich 20 Pfennig. Bei den Postanstalten 2.10 Pfennig oder 2.15 Pfennig. Einzelne Nummern 5 Pfennig. — Internationales Organ: Die „Volksstimme“ ist ein Organ der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands. — Verlag: G. G. Meißner, Große Mühlstraße 27. — Preis 10 Pfennig. — Nummer 5407.

Nr. 94.

Halle, Dienstag den 18. September 1917.

1. Jahrgang.

Probleme des Ostens.

Die Eroberung Rigas hat die russischen Probleme mit aller Wucht an die Oberfläche geworfen. Auf die Eroberung Rigas geht die Revolte Kornilows unmittelbar zurück. Am Tage nach Rigas trat der sozialdemokratische Führer der Gegenrevolutionäre hervor. Zwei Tage später richtete er an Kerenski den Befehl, auszutreten und ihm die Machtvollkommenheit des Diktators zu übergeben.

Nun ist der Kornilowische Aufstand niederschlagen, bevor er sich mit den Waffen auswirken konnte. Kornilows Rechnung war falsch gewesen. Er nahm an, der Fall Rigas würde in den Reihen des Heeres Zorn und Mut über die Niederlage und den Wut nach Rache und Vergeltung auslösen. Er rechnete, daß die Empfindungen so stark sein würden, daß er keinen Schlag gegen Kerenski und die Revolution wagen konnte. Aber die Bauernsoldaten waren nicht willens, wegen Rigas gegen die Waffen zu zücken und Handgranaten als brüderliche Grüße auszuwerfen. Selbst die „wilde“ Division verweigerte, die aus innerasiatischen Fremdbölkern zusammengesetzt ist. Nach einem dreijährigen Krieg hatten die meisten keine Neigung, in einen Bürgerkrieg einzutreten.

Damit ist aber der Bürgerkrieg an sich noch nicht vermieden. Er braucht ja nicht mit militärischen Waffen ausgefochten zu werden. Für ihn genügt schon die Bekämpfung in Wort und Schrift, in Reden und Befehlen. Dieser Bürgerkrieg ist durch die Revolte des Sozialen Kornilow nicht etwa beigelegt, sondern erst recht entfacht. Kornilow selbst ist noch nicht in der Hand der Regierung; er soll zwar verhaftet werden, aber es hat sich offenbar noch keine militärische Macht als so stark erwiesen, um den Befehl Kerenski's auszuführen. Kerenski selbst sieht nicht zu sicher, daß er nicht nach allen Seiten um Hilfe auszuweichen und durch alle möglichen Mittel sich Unterstützung in dem Ringen um Kopf und Krone verschaffen müßte. Um die organisierten Arbeiter auf seine Seite zu ziehen, hat er

Rußland zur Republik erklärt.

Eine solche formale Erklärung hat bisher nicht vorgelegen. Es war vielmehr bestimmt worden, daß der Beschluß über die künftige Staatsform der verfassunggebenden Versammlung vorbehalten bleiben sollte. Für diese sind aber noch nicht einmal die Wahlen genügend vorbereitet worden, und zwar durch die Schuld Kerenski's, der Vorbereitung wie zum Kommentirt immer weiter hinausdickte, um sich die Kabinette, die bürgerlichen Fortschrittler, und die Ektobristen, die bürgerlichen Liberalen, als Helfer zu erhalten. In der Not des sozialdemokratischen Rückfalls, dem Kabinette wie Ektobristen freundschaftlich gefasst sind, muß Kerenski gegen Kerenski handeln. Das Band, das ihn bisher mit diesen bürgerlichen Schichten verbunden hat, ist durch seine staatsrechtliche Proklamation arg gelockert worden. Der Bürgerkrieg hat seine Einschränkung, sondern eine Verärgerung und Ausbreitung erfahren. Man spürt den Zwang, unter dem Kerenski gehandelt, aus dem Wortlaut der Bekanntmachung. Sie lautet:

Die Revolution des Generals Kornilow ist unterdrückt, aber die Verwirrung, die sie in die Reihen der Armee und in das Land getragen hat, ist groß. Von neuem bedroht eine tödliche Gefahr das Vaterland und seine Freiheit.

In der Erwartung, daß es notwendig ist, die politische Regierungsform des Landes festzulegen, und in Anerkennung der einmütigen und begeisterten Sympathie für den republikanischen Gedanken, die so klar aus der Moskauer Staatskonferenz zum Ausdruck kam, erklärt die vorläufige Regierung, daß die politische Regierungsform Rußlands die republikanische ist, und proklamiert Rußland als republikanischen Staat.

Die bringende Notwendigkeit, entscheidende Maßnahmen ohne Verzug zu ergreifen, um die erschütterte Staatsordnung wiederherzustellen, bewog die vorläufige Regierung, ihre gesamte Macht fünf Ministern mit dem Präsidenten des Ministerrats an der Spitze zu übertragen. Die vorläufige Regierung setzt sich als Hauptaufgabe die Wiederherstellung der Ordnung im Staate und die Erneuerung der Kampfbereitschaft der Armee.

In der Erwartung, daß nur die Zusammenfassung aller lebendigen Kräfte des Landes das Vaterland aus der gefährlichen Lage zu ziehen vermag, in der es sich befindet, wird die Regierung beehrt sein, sich zu verbollständigen.

digen, indem sie in ihre Reihen Vertreter aller der Elemente ziehe, die die ewigen und allgemeinen Interessen des Vaterlandes über die zufälligen Privat-, Partei oder Standesinteressen setzen. Die vorläufige Regierung ist sich dessen gewiß, daß es ihr in aller nächster Zeit gelingen wird, diese Aufgabe vollkommen durchzuführen.

Wir sind dessen gewiß, daß der vorläufigen Regierung die Lösung dieser Aufgabe nicht gelingen wird. Dafür liegen auch schon volkswürdige Beweise vor. Da ist das fünfgliedrige Direktorium,

das künftig alle Macht in seinen Händen vereinigen soll. Das Direktorium ist nicht geschlossen, sondern strebt auseinander und gegen die Sowjet-Mächte, denen Kerenski seinen Sieg über Kornilow verdankt. In einem dieser fünf und zum Marineminister bestimmt Kerenski den Admiral Berderewitsch, der bei den jüngsten Kabinettumstürzen den Befehl Kerenski's, die Ostflotte zur Unterdrückung des bolschewistischen Aufstandes nach Petersburg zu entsenden, nicht nachgekommen war und deshalb auf Verlangen des Sowjet abgeteilt und von Kerenski vor ein Kriegsgericht gestellt worden war. General Kuffel, den die Sozialisten einen Kadettenführer nennen, ja der in manchen Kreisen als verkappter Monarchist gilt, erhält von Kerenski den Posten eines Befehlshabers der gefährlichen und gefährdeten Nordfront. Mesarow, der bisher nicht nur als Kerenski's rechte Hand, sondern auch als Vermittler zwischen Sozialismus und Bürgertum im Ministerium galt, erhält seinen Abschied, ohne daß die Gründe hierfür öffentlich in der Presse bekannt wurden. Schließlich wird Alexejew der Generalfeldmarschall, der die Sowjet erst vor einigen Wochen, Anfang August, unter dem Verdacht, der Gegenrevolution anzuhängen, gestürzt hat. Mit solchen Beschlüssen zum Sowjet kommen, der letzten großen Schritte, die ihm verblieben. Ueberdies

gärt es im Sowjet.

Die Maximalisten, die Anhänger Lenins, die sich Bolschewiki nennen, haben in einer Sitzung, die in der Nacht zum Sonnabend stattfand, vorübergehend die Mehrheit erhalten und mit 279 gegen 115 Stimmen folgende Resolution durchgebracht:

Der Arbeiter- und Soldatenrat hält es für seine Pflicht zu erklären, daß in Zukunft nicht nur jede Macht der Bourgeoisie und der Kabinette, deren Teilnahme an der Verwaltung Kornilows außer Frage steht, beseitigt werden muß, sondern daß auch jede Form einer unverantwortlichen Koalition endgültig aufgegeben ist, um zu verhindern, daß der militärische Oberbefehl und die Regierungsgewalt wieder zum Hebel einer gegenrevolutionären Verschwörung gemacht werden. Der Arbeiter- und Soldatenrat ist der Ansicht, daß der alleinige Ausweg aus der gegenwärtigen unheilbaren Lage die Schaffung einer Gewalt sein würde, die aus Vertretern des revolutionären Proletariats und der Bauernschaft zusammengesetzt ist, deren Tätigkeit auf folgenden Grundgedanken beruhen müßte:

1. Verfassung der demokratischen Republik;
2. Sofortige Übergabe aller Länderereien ohne Rückkaufrecht, die den Grundbesitzern gehören, an die Bauernauschüsse bis zum Zusammentritt der verfassunggebenden Versammlung;
3. Einführung einer Arbeiterkontrolle über die industrielle Produktion und über die Verteilung der Erzeugnisse, Verstaatlichung aller wichtigen Industriezweige, wie der Kupferergewinnung, der metallurgischen Produktion und der Holzindustrie, durchgreifende Besteuerung der großen Kapitalien und Vermögen, der Kriegsgewinne, um das Land aus der wirtschaftlichen Desorganisation zu befreien;
4. Erklärung aller Geheimverträge für null und nichtig und sofortiger Vordruck eines allgemeinen demokratischen Friedens an alle kriegsführenden Länder;
5. Gleichzeitig sollen sofort folgende Maßnahmen angeordnet werden:

1. Aufhebung aller Unterdrückungen gegen die Arbeiterklassen und -einrichtungen, Abschaffung der Todesstrafe an der Front, Wiederherstellung der absoluten Freiheit politischer Propaganda, und zwar für alle demokratischen und militärischen Organisationen.

Entfernung aller gegenrevolutionären Elemente vom Kommando;

2. das Recht der örtlichen Verbände, Kommissare zu wählen;
3. Verfindung des Meckes der Nationen, über ihr volitives Leben zu bestimmen, d. h. volle Befriedigung aller Forderungen Finnlands und der Ukraine;
4. Auflösung der Duma und des Reichsrats sowie sofortige Zusammenberufung der verfassunggebenden Versammlung;
5. Abschaffung der Verträge der sozialen Klassen und Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz.

Kaum war Kerenski von dieser Bestimmung Mitteilung gemacht worden, als er eine zweite Sitzung veranstaltete, in der mit „überwältigender Stimmenv Mehrheit“ die in der Nacht vorher angenommene Resolution abgelehnt und dafür folgende minimalistische Entschickung — Anhang der Verwendungs, der sozialdemokratischen Mehrheit unter Führung Tschibid's — angenommen wurde:

Die tragische Situation des Landes macht es notwendig, daß die Verfassung und die revolutionäre Gewalt fest und frei von jedem Kompromiß mit den gegenrevolutionären bürgerlichen Elementen sei. Deshalb beschloß der Arbeiter- und Soldatenrat:

1. Es soll als möglich eine allgemeine Versammlung der gesamten organisierten Demokratie einberufen zur Lösung der Frage der Bildung einer Regierung, die fähig ist, das Land zu leiten. Bis zur Einberufung der erwähnten Versammlung bleibt die gegenwärtige Regierung an der Macht, insofern sie in engem Verein mit der revolutionären Demokratie arbeitet, die aufgefordert wird, der Regierung ihren tatkräftigen Beistand zu leisten.

2. Es ist notwendig, daß die Regierung, indem sie Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung ergreift, in engem Einvernehmen mit dem revolutionären Sicherheitsausschuss vorgeht.

3. Die demokratischen Bevölkerungsklassen werden aufgefordert, geduldig die Entschickungen der erwähnten demokratischen Versammlung abzuwarten und sich jeder willkürlichen und ungeheuerlichen Handlung zu enthalten.

Im Sowjet gibt es offenbar viele schwankende Gestalten, die sich durch Reden herüber und hinüber ziehen lassen. Immerhin beweist der Vordruck, daß die Bolschewiki, die Mitte Juli in Petersburgs Straßenkampf unterlagen, insofern die hinterrevolutionären Stöße Kornilows wieder beträchtlich an Boden gewonnen haben. Auch darauf muß Kerenski Rücksicht nehmen. Da wird sein fünfgliedriges Direktorium zu wenig Ordnung schaffen wie er selbst. Es gibt nur ein Mittel, die Revolution zu stärken und die innere Umwälzung gedeihlich weiter zu treiben: der Abschluß des Friedens. Aber Kerenski verrennt sich noch immer in den Gedanken, daß er Revolution und Krieg zugleich führen kann. Er wird diesen Irrtum noch teuer zu bezahlen haben.

Die Probleme des Ostens sind aber mit den russischen nicht erschöpft. Die Mittelmächte haben am Sonnabend, wie wir in der letzten Nummer schon registriert haben, die

polnische Frage angepaßt.

Die Regierungen der Mittelmächte wollen mit dem Regent schaftsrat und dem erweiterten Staatsrat das polnische Diktat vom 5. November des Vorjahres weiterführen.

Die Erlasse, durch die eine Neuordnung der polnischen Angelegenheiten eingeleitet worden ist, haben in der deutschen Presse keine besonders günstige Aufnahme gefunden. Während sich ein Teil von ihr ziemlich reserviert verhält, greift der andere, der altdeutsch-fortschrittliche, die Politik, die mit diesen Erläufen fortgesetzt wird, heftig an und behauptet, sie eines viel zu weit gehenden Entgegenkommens gegen die Polen und der Vernachlässigung deutscher Interessen. Was den Herren von dem Unabhängigen Ausschuss und der Deutschen Vaterlandspartei als ideale Lösung des polnischen Problems vorstreckt, ist freilich ungenügend. Es ist fraglich, ob sie Polen als rechtlichen Besitz in das Deutsche Reich einverleiben, wie man früher so schön sagte, „eindeutigen“ wollen oder ob sie das Land unter Aufbehalten einiger im militärischen Interesse wünschenswerten Gebiets-

erwerbungen an Rußland zurückgeben wollen. Wahrscheinlich ist, daß diese Alleswörter überhaupt nicht recht wissen, was sie wollen.

Aber auch auf der entgegengesetzten Seite, auf der sozialdemokratischen, können die Erfolge vom 12. September keine rechte Befriedigung

ermelden, weil ihnen alzu deutlich die Spuren eines Kompromisses anhaften. Durch die Bestimmung, daß der eingeleitete Reichsfahrtsrat nur die Vorbereitung einer künftigen Monarchie sei, werden dynamische Interessen weit in den Vordergrund getrieben. Politisch wäre es aber zweifellos klüger gewesen, den Polen zu sagen, daß man ihnen von Berlin und Wien aus in die Wahl ihrer Staatsform nicht das mindeste dreinehmen wolle. Eine von den Mittelmächten den Polen aufgedrängene Monarchie würde auch keine Aussicht auf Bestand haben.

Es ist weiter in den Erlassen von einem frei gewählten Ausschuss an die Mittelmächte die Rede, wobei unklar bleibt, ob dieser Ausschuss nur ein Wunsch für die Zukunft ist, oder ob er bereits als vollendete Tatsache betrachtet wird. Ist es aber Ernst mit der Absicht, Polen als selbständigen Staat wieder aufzurichten zu lassen, dann muß dieser Staat auch in seiner auswärtigen Politik vollkommen selbständig sein, und Anstöße nehmen können, wo er will. Die Aussicht, daß Polen seinen Anstoß an die Mittelmächte nehmen werde, wird um so besser sein, je mehr der Anstoß vermieden wird, als ob auf Polen in dieser Beziehung auch nur der allergeringste Druck ausgeübt werden sollte. Ein ausgeglichener Anstoß würde aber ebensowenig Bestand verheißen wie eine aufgedrängene Monarchie: er wie sie würden

ein höchst zweifelhafter Gewinn

und nur die Quelle neuer Schwereigkeiten und Konflikte sein.

Am allermeisten muß bedauert werden, daß in den Erlassen der provisorische Charakter der jetzt getroffenen Maßnahmen in keiner Weise zum Ausdruck kommt. Die endgültige Lösung aller internationalen Fragen, die durch den Krieg aufgeworfen worden sind, kann nur auf der künftigen Friedenskonferenz erfolgen, und ebensowenig wie

England die deutschen Kolonien endgültig seinen Besitz einverleiben, ebensowenig wie Amerika Deutschland dauernd vom Weltmarkt ausschließen kann, ebensowenig können auch Deutschland und Oesterreich-Ungarn in der politischen Frage einseitig endgültige Verfügungen treffen.

Bei der endgültigen Lösung der politischen Frage wird von den Gegnern in erster Linie Rußland mitaufzureden haben. Diese Aufgabe zu übernehmen, ist um so weniger angebracht, als Rußland bereit ist, einer Lösung zuzustimmen, die den Wünschen der Polen nach nationaler Selbständigkeit sehr weit entgegenkommt. Wenn Deutschland und Rußland beide genötigt sind, den Polen ihr nationales Recht werden zu lassen, so wird sich über die Form, in der dies geschehen soll, zwischen Deutschland und Rußland auch eine Verständigung finden lassen, die den beiderseitigen Interessen entspricht.

Dasselbe was für Polen gilt, gilt natürlich auch für die andern kriegsbelegten Gebiete des russischen Reiches. Die Fragen ihrer staatlichen Zugehörigkeit, ihres

nationalen Selbstverwaltungsrechts

und ihrer gesamten staatlichen Stellung können nur auf dem Wege der Selbstbestimmung nach dem Grundsatz „Keine Annexionen, freies Selbstbestimmungsrecht der Völker“ gelöst werden. Die deutsche Regierung hätte um so mehr Grund, ihre Zustimmung zu diesem Grundsatz zu betonen, als neuerdings wieder das alte deutsche Geheiß nach Eroberungen im Osten besonders laut geworden ist. Wir sind das ja gewohnt, daß jeder militärische Erfolg durch die unüberwindlichen Dummheiten eines Teiles unserer Mitbürger auch seine schädlichen politischen Nebenwirkungen hat. Der deutsche Soldat kann auf sein Stück fremden Bodens seinen Fuß setzen, ohne daß der Chor der alldeutschen Heimkrieger sofort schreit „das geben wir nie wieder heraus!“

Dieses Geheiß ist aber gerade im gegenwärtigen Augenblick eine besonders große Gefahr. Die revolutionäre Regierung Rußlands hat, zu nicht geringem Schreck ihrer westlichen Bundesgenossen, mit der militärischen Gegenrevolution Kornilows kurzen Prozeß gemacht. Die englischen und französischen Kriegsparteien hatten diese Gegenrevolution mit allen Mitteln gefördert, und so ist

auch die ihre. Zwischen Ost und West klopft in diesen Augenblick ein Riß, der sich leicht zur unüberbrückbaren Kluft entwideln kann. Es ist nun ein Zeichen der befondern politischen Genialität unserer Alldeutschen, daß sie gerade in diesem Augenblick geschäftig dazu eilen und den entstandenen Riß wieder schließen wollen. Etwas andres bedeutet es ja nicht, wenn man dem krankehaft gemordenen Rußland jetzt übermäßig Eroberungswünsche ins Gesicht schreibt. Es wäre den Alldeutschen schon zuzutrauen, daß es ihnen auf diese Weise gelänge, unsere Gegner wieder unter einen Hut zu bringen, wie es ihnen schon so oft gelungen ist, wenn die deutsche Regierung ihrem Treiben nicht mit Entschiedenheit entgegentritt. Jetzt hätte die Regierung Gelegenheit zu zeigen, daß sie wirklich auf dem Boden des Reichstagsbeschlusses vom 19. Juli steht, nicht nur mit gebundenen Händen, sondern auch mit ihrer politischen Überzeugung.

Die Gestaltung unres. Verhältnisse zum großen öffentlichen Hochverrat ist eine der

gewaltigsten Zufallsfragen,

die durch den kommenden Frieden entschieden werden wird. Angekommen, die physische Kraft reicht dazu aus, Gebietsabtretungen zu erzwingen, welche wehrhansvolle Lorbeer wäre es, sich dieses Gewinnes wegen die Welt von der neuen deutschen Ohrengeißel bis an den Stillen Ozean zum dauernden Feinde zu machen? Gebietsvermehrungen im Osten würden uns an sich schon mehr Schwereigkeiten als Vorteile bringen. Aber man mag den Gewinn noch so hoch einschätzen, auf keinem Fall ist er zu vergleichen mit dem Gewinn, der erzielt wird, wenn wir zum russischen Reich in ein dauerndes freundschaftliches Verhältnis gelangen. Dieser Gewinn läßt sich freilich nicht in die Landkarte einzeichnen, er würde aber dafür in der deutschen Wirtschaftstätigkeit desto sichtbar sein.

Wäre die Reichstagsmehrheit dafür sorgen, daß die deutsche Politik, unbeeinträchtigt durch das Geheiß widerständiger Politiker und Diktatoren folgerichtig dem Volk geht, der ihr durch das Interesse des deutschen Volkes vorgeschrieben ist. —

Was der Krieg bringt.

43000 Tonnen.

Der deutsche Admiralitätschef hat in den letzten Tagen folgendes bekanntgemacht:

Neue U-Boote-Erfolge im Aermellkanal: vier Dampfer und ein Segler mit rund 20000 Buntrotregister-Tonnen. Die Dampfer waren sämtlich brennstoff, einer davon ein Tankdampfer. Der Segler hatte 1400 Tonnen Öl, Reis und Stükgut nach Le Havre geladen.

Im Atlantischen Ozean, in der Biskaya und in der Nordsee wurden durch unsere U-Boote wiederum vier Dampfer und ein Segler mit 23000 Buntrotregister-Tonnen versenkt, darunter die brennstoffen englischen Dampfer „Malta“ (7884 Tonnen) und „Koonok“ (3755 Tonnen) mit Stükgutladung, eine U-Boot-Kalle in Gestalt eines Dredgebootes, die mit zwei Geschützen besetzt war und unter schwedischer Flagge fuhr. Vom Dampfer „Koonok“ wurde der Kapitän gefangen genommen. —

Englisches Friedensangebot?

Ernst Reventlow, das alldeutsche Muster und Vorbild, flagt in der „Deutschen Tageszeitung“ wie Kassandra. Er hat alles genau so vorhergesagt, wie es jetzt kommt, aber ein zürnender Gott hat ihn in die „Stadt der ewig Blinden“ geworfen, die keinem „aufgeschlossenen Sinn“ den Glauben verleiht. Der „E. R.“ der „Deutschen Tageszeitung“ hat schon längst verstanden, daß nach Proklamierung des unbedingtesten Unterwerfungsrieges Deutschlands Sieg mathematisch sicher sei. Sobald auch die Engländer das gemerkt hätten, würden sie unterhalb Friedensverhandlungen ansetzen, aber politisch schlaue wie sie sind, gerade in diesem Augenblick Unsicherheit und innere Zwietracht in Deutschland zu wecken suchen, damit Deutschland zwar den Krieg erwinne, aber den Frieden verliere. Jetzt mit der Friedensentscheidung des Reichstags und der Antwort auf die Papinote ist es so weit.

Zwar bestritten Wien und Berlin antich, von englischen Friedensangeboten etwas zu wissen, zwar wagen selbst die Alldeutschen nicht zu behaupten, daß die Papinote englische Arbeit sei, aber Reventlow ist doch überzeugt, daß England indirekt die Friedensmöglichkeiten abtastet. Er beruft sich darauf, daß auch seine ärgersten Gegner, die Anhänger des Ausgleichs Friedens, der Meinung Ausdruck geben, daß ein klarer Verzicht auf Belgien den Frieden in kürzester Zeit bringen könnte. Und gerade dagegen lehnt er sich nun mit solcher Leidenschaft auf.

„Sollte es wahr sein,“ — schreibt er in der „Deutschen Tageszeitung“ — „daß die deutsche Regierung die Preisgabe Belgiens bereits beschloßen hätte, so wäre die Vermehrung des Deutschen Reiches besiegelt. In der Lösung des belgischen Problems liegt in der Tat die Zukunft des Deutschen Reiches eingeschlossen.“

Eine Nummer später fragt der Mann wieder sorgenbehaftet „Was man verzieht?“ Und fährt dann fort:

„Die getrennt hier erörterten Gründe: die Reichsregierung habe auf Unerschrockenheit und eine tatsächliche Kontrolle über Gebiet und Bevölkerung des fröhlichen Nordwesten Belgiens verzichtet, nehmen immer bestimmtere Formen an. Es heißt, daß

in der vergangenen Woche von den maßgebenden Faktoren ein dahingehender Beschluß in Gegenwart des deutschen Kaisers gefaßt worden sei. . . .

So schreiben die Alldeutschen in einem fort, weil sie ihre Helle sich selbst wimmen sehen. Belgien ist zweifellos das wertvollste Grenzland, das Deutschland besitzt. Vor allen der einzige große Wert, den es gegenüber England hat, die einzige Basis, mit der es juristisch-formal, was es im Kriege verloren hat, den Anteil am Weltbandel und die Kolonien, klein vernünftiger Deutscher denkt aber daran, die deutschen Truppen aus Belgien zurückzuziehen und dann Friedensverhandlungen zu beginnen; dann würden wir sicherlich jammervoll abscheiden. Für die Friedensverhandlungen ist Belgien also wirklich für Deutschlands Zufall entscheidend, und wenn wir einen klaren Verzicht der Regierung auf Belgien gefordert haben, so liegt nun in dem Sinne, daß die Regierung sich bereit erklärt, gegen die andredende Zugeständnisse bei den Verhandlungen sich zu Belgiens unterwürdigter Wiederherstellung bereitzufinden.

Ist aber erit der Friede geschlossen, dann hängt Deutschlands Schicksal wirklich nicht an der Annexion oder der politischen oder finanziellen Beherrschung Belgiens, ganz abgesehen von der Frage, ob und um welchen Preis sie zu erreichen wäre. Belgien kann uns keine Rohstoffe und Lebensmittel in irgendeiner ausschlaggebender Menge liefern: der Besitz Belgiens macht keine Deutschen auch nur um 1 Mark reicher. Es blieben höchstens militärisch-strategische Rücksichten. Die Alldeutschen wollen die belgische U-Boot-Basis gern für den „zweiten punischen Krieg“ behalten, und die britischen Jingos die Waaslinie für einen neuen Angriffspunkt gegen das deutsche Industriegebiet, der besser gelingen sollte als 1911. In diesem Punkte muß der Friedensvertrag dafür sorgen, daß den Kriegsparteien hie und drüben das Ziel mit dem Völkerglied möglichst gründlich verdröben wird.

Ob im Sinne dieser Gedankengänge die deutsche Regierung Friedensbereit ist? Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, nicht erit seit gestern und heute. Eben erit ist durch Fortführung und Ausbau des Aktes vom 5. November die politische Frage erneut in einer Weise der Lösung entgegengeführt worden, die den Alldeutschen aus hefigte widerstrebt. Und wenn auch eins ihrer Blätter lobt, es dürfe niemals einen andern König von Polen geben, als den König von Preußen, so weiß es doch nachdrücklich ganz gut, daß dafür nicht bloß das polnische und das deutsche Volk, sondern auch die Spöbenzellen danken. Die Alldeutschen machen viel Lärm, aber sie haben bei den Entscheidungen außerordentlich wenig zu sagen. —

Langfings neueste Enthüllung.

Man gewinnt allmählich den Eindruck, daß der gesamte deutsche diplomatische Verkehr nach den amerikanischen Kontinenten seit langer Zeit sich nur unter Kontrolle Wilsons und Langfings vollziehen hat. Schon als die Vereinigten Staaten noch scheinbar neutral waren, mußten sie die deutschen diplomatischen Depeschen sämtlich angehalten und dekretiert haben, und veröffentlichten nun druckförmlich die Ergebnisse ihres Diebstahls.

Die neueste Enthüllung ist ein Bericht des deutschen Gesandten in Mexiko, der darum bittet, dem dortigen schwedischen Gesandten einen deutschen Orden zu verleihen, weil er ihm bei der Uebermittlung seiner Depeschen gefällig sei. Diese neue Enthüllung der Entente wird zu einer neuen Hege gegen Schweden angestimmt. In Berlin ist der angegebene Bericht des deutschen Gesandten in Mexiko eingetroffen, und Reuters meldet aus Mexiko, daß Gesandter von Garbat befreite, ein solches Telegramm übergeben abgehört zu haben. Es müßte in Mexiko fabriziert sein. Wie dem aber auch sei: Daß Schweden deutsche diplomatische Meldungen aus neutralen Ländern nach Berlin vermittelt hat, ist bekannt und zugegeben. Es hat in der gleichen Weise auch amerikanische Meldungen durch das Gebiet der Mittelmächte nach der Türkei weitergeleitet und dafür ausdrücklichen Dank von der Regierung der Vereinigten Staaten erhalten. Was also Wilson-Ränkung mit ihrer neuen Diebstahlsbeute beweisen wollen, ist nach dem bisherigen Material nicht zu erkennen. —

Der Arbeiter als Kriegshezer.

Der Vertreter der Arbeiter im englischen Kriegskabinett, Minister Barnes, hielt in Newcastle eine Rede, in der er die Fortsetzung des Krieges bis zur Vernichtung des preussischen Militarismus verlangte.

Alle vernünftigen Menschen wünschen den Frieden, aber es müße ein dauerhafter Friede sein. Der Friede werde nach der relativen Stärke der Parteien am Ende des Krieges geschlossen werden. Man müße deshalb die ganze Energie darauf verwenden, das britische Reich zu stärken. Die Bestimmungen sagen, England solle jetzt einen Verständigungsfrieden schließen, weil es später doch seinen besten erhalten werde. Aber England und seine Alliierten hätten große Dinge verrichtet und verrichten sie noch, und Amerika habe erit angefangen. Barnes bräute seine Meinung darüber aus, daß sich der Stadtpooler Gewerkschaftsfongress geneigt habe, an der Stockholmer Konferenz teilzunehmen. Die Arbeiterkraft müße ihre Stimme und ihren Einfluß bei der Festlegung der Friedensbedingungen geltend machen, aber sich erit darüber klar werden, wie viel ihre Wünsche mit denen der Arbeiter der alliierten Mächte übereinstimmen.

Es sei klar, daß Deutschland vor dem Kriege blühte schmiedete, wie in den Jahren 1864 und 1870, mo es Streit lief, ehe es über seine Opfer berief. Er selbst sei vor drei Jahren getauft worden, aber es glaube, die wachsende Demokratie werde die Wiederholung solcher Kriege verhindern. Das Verhalten der Sozialdemokraten im deutschen Parlament habe bewiesen, daß man sich auf sie nicht verlassen könne. England habe den Krieg nicht gewünscht, aber auch nicht verhindern können und müße dafür sorgen, daß er sich nicht wiederhole. Die Ansprüche Deutschlands würden deshalb geringer werden, weil seine Kräfte abnehmen und die der andern Partei zunehmen.

Ein Verständigungsfriede wäre eine Selbsttäufung. Der erste Schritt zum Frieden für Deutschland sei die Räumung Belgiens und die Vergütung des angerichteten Schadens. . . .

So verbindet sind diese offiziellen Arbeitervertreter, daß sie nicht leben können, welches Nutmeer noch fliehen muß, bevor ihr streiksiges Erreicht ist. Glücklicherweise ist die Weltgeschichte nicht abhängig von der Einsicht oder dem Willen der Arbeiter-Ringos in England.

Flandrisches Nachtblid.

In unserm Hamburger Parkeblatt finden wir diese stimmungsvolle Schilderung:

Dieses ist die Sonne hinter den gadiigen Trimmern Newport's verhalten; und großgültig breitet sich die weite, baumlose Grassteppe nach Westen vor meinem Auge aus. Wenn in diesem, ins Endlose sich verlaufenden flandrischen Steppen die Sonne kurz vor dem Untergang die Licht Flamme über die Landschaft wirft, kommt einem so rasch zum Bewußtsein, daß man sich auf einem im Weltall frei schwebenden Himmelskörper befindet, der Licht und Wärme von dem riesigen Feuerball der Sonne erhält; ja, man meint zu fühlen, wie die Erde, der Boden, auf dem man steht, sich im Untertum fortbewegt. Dieses lebendige Feuer, das die ganze Landschaft entzündet, dauert meist nur eine Weile. Dann ist es, als ob die Natur den Atem anspürt. Ein süßlicher Wind trägt sein leises Geplätscher und das Rauschen des Dünengrases vor den Dämm fort, der die Vorpostenstellung begrenzt. Dann erregt plötzlich die mich umgebende Finsternis und weicht zur Seite. Für einen Augenblick erschließt sich meinem Auge die Steppe links und rechts des silberglänzenden Flusses. Auf den Trimmernhaufen eines zerfallenen Hauses scheint sich das Schattenspiel einer rippenartigen Kasse schwarz ab, sich schneidenden hohen Klagenstein erfüllt sie die Aunen der Farn; und drüben, nicht allzu fern, urgefäht auf Wurfwette, vor der leuchtende Fiedel hinter wohlgeordneten Vorpostenstellungen verborgen liegt, spielt der Wind in den Wäumen. Ihre Äspfel leuchten im Purpurlicht fallender Kasketen. Ein unerklärbares, unheimliches, geheimnisvolles Wesen, das der Mensch empfindet, ohne es beschreiben zu können, liegt über diesem Bild.

Und in diese Nachtschille hinein dröhnt plötzlich unvermittelt dröhnend, gemalt das Krachen der Geschütze; das blüht und kracht in einem fort, daß die Erde und alles auf ihr schmerzhaft quillt unter den gewaltigen Schlägen. Da schwankt der Himmelsraum an Höhen, Vertiefen und Krachen der Geschütze. Das geistige Auge sieht die gemartete Erde auf Grastesseln sich öffnen. Dann löst es wieder Krutur auf, als besetze sich der hinter fernem Wellenbänken verlaufene Wall der Sonne dem Zenit zu und verzögere den Saum der sich aufstimmenden Wolken. Dort entgegen der Wand der Granaten die Reste eines Gebäudes, bischweil fahren Gefechtsmaße aufgeschreckt durch den augenwärtigen Aufstrom. Ihr ängstliches Geschrei verflucht im Stempel des Wetters, das die Geschütze erregen. Der Schrei der Wildente ist vernehmbar. Aufgeschreckte Ratten huschen den Graben entlang. Ein gellender Schrei, langgezogene Schöhnen, Stimmengewirr. Schreier Tod ist auf dem Wege. Da fährt gischend, sprühend ein Leuchtfeuer empor und beleuchtet das graunige Bild der Verwüstung. Steine und Erdreich wirbeln bis zu den Wolken, um, der Wasserfälle gleich, schwer in sich zu verfallen. Und auf die Vernichtung und das Entsetzen der Nacht senkt sich betäubend der dumpfigste schweißgelber Geschützegeißel.

Der Hagel der Granaten läßt nach. Dampfer und entsetzter tollt ihr Echo; der harte Anfall wird seltener, ferner, unwilliger, weniger erschlossen. Schon leuchtet es flüchtig im Osten, und während im Westen der letzte rötliche Schein erlischt, tritt der Tag in seine Rechte. Lat. Oskar Börgart.

Wie's in Petersburg aussieht.

Die folgende Darstellung rührt her von einem aus Petersburg zurückgekehrten norwegischen Berichterstatter. Sie ist Ende August geschrieben worden, also vor dem Falle Rigas:

Von der schrecklichen Vorklage der Petersburger Bevölkerung kann sich niemand auch nur eine kleine Vorstellung machen, der nicht selber den Monat August in der Stadt verbracht hat. Es ist wohl der furchtbarste Monat dieses ereignisreichen und schweren Jahres. Ihre Hoffnung, daß mit dem Ende der bolschewistischen Bewegung, das durch das unaufrichtige Zugreifen des Diktators Kerenski herbeigeführt werden sollte, eine Besserung in den unhaltbar gemordenen Zuständen eintreten würde, hat sich in keiner Weise erfüllt. Nicht die Anhänger Lenins waren Schuld an der Lage, wie sich jetzt herausstellt, sondern die Bureaucratie und die Oligarchie der Regierung. Zwei glaubte man, daß die große unbeschreibliche Not jedes einzelnen von der möglichen Heberückführung der Stadt komme. Als dann auf Beschluß der Regierung Bestuhlungen von vermeintlichen Anhängern Lenins aus der Stadt fortgeschafft waren, stellte es sich heraus, daß das Uebel nur verschimmert wurde. Die Teuerung nahm jetzt erst recht zu. Es fehlt an Handarbeitern, an Dienstboten, es fehlt an allem, was das Leben in einer Großstadt erhalten soll. Wie fragten: Wozu die Regierung diese Wirkung ihrer Maßnahmen nicht im voraus berechnen? Aber von russischer Seite wurde es beantwortet: „Es gibt bei uns niemand, der die Rechnung der Regierung noch rechnen kann. Sie ist Kopf- und Hirnlos geworden. Kein Regierender denkt noch an das Vorgehen, jeder sieht nur zu, daß er mit dem Heute fertig wird. Jede Voraussicht fehlt, nirgends ist ein Plan, ein Lebensbild über die Bedürfnisse der Gegenwart zu finden. Jeder denkt nur an seine eigene Not und trachtet sein liebes Leben aus der Einküßel zu retten. Der Geist der Gemeinnützigkeit ist verschwunden. Die Masse ist der Verzweiflung nahe, in der Bürgererschaft hofft die eine Partei auf Kerenski, die andre auf Strömnik. Ohne diese letzte Hoffnung wäre der Untergang der Hauptstadt befeuert.“

Die Menschen rafften unter Ausbeutung von fabelhaften Preisen die Vorräte an Mehl, Reis, Kaffee, Tee, Fleisch, Gemüse

und Obst an sich, so daß die alten Vorräte Mitte August so gut wie aufgebraucht waren. Man wartete vergeblich auf neue Zufuhren. Man hoffte und trachtete sich gegenseitig, so gut es ging, über die Eisenbahnen brachten nichts und bringen noch immer nichts herein. In den letzten Tagen des August war bei unserer Abreise eine wirkliche Hungersnot ausgebrochen, deren Schrecken sich jetzt mit jedem Tage bemerkbarer müssen. Denn ich glaube nicht, daß Wirksam gegen die Not der Petersburger inzwischen getan werden konnte. Dazu find die Zustände auf den Eisenbahnen viel zu verrotten. Die Wohlhabenden haben sich zu Tausenden in Sicherheit zu bringen versucht. Mit uns fuhren viele Engländer, Amerikaner und Franzosen aus der gefährdeten Stadt fort.

Viele Genußgesellschaften hatten schon vor Mitte August geschlossen, weil es ihnen absolut unmöglich wurde, Lebensmittel zu erhalten. Das geschäftliche Leben hielt sich mit aller Mühe aufrecht. Man glaubte in einer kleinen russischen Provinzstadt zu sein, wenn man am Nachmittag zwischen den Geschäftsbüroen des gewöhnlichen Kaufmanns-Proletariats dasinmandelte. Auf der Straßenbahn zu fahren, ist ein Ereignis. Glücklicherweise geht die Straßenbahn nur noch auf ganz wenigen Linien. Viel länger steht es auf der Eisenbahn. Hier befindet sich alles im Zustand vollkommener Verwüstung. Nach welchem Fahrplan noch einzelne Personenzüge verkehren, kann der Reisende nicht erfahren. Er muß glücklich sein, wenn er auf Lummegen durch hohe Wechungsgebäude zu einer Fahrkarte gelangt und oft sogar lang auf die Abfahrt eines Zuges wartet.

Gang und gar scheint der politische Verkehr zu ruhen. Telegramme brauchen Wochen, wenn sie überhaupt befördert werden. Das Briefgeschäft arbeitet man sich in Russland, schnell ab. Anfolge mangelnden Interesses des Publikums hält man auch das Hauptpostamt nur noch wenige Stunden offen, die kleineren Postämter sind in der Mehrzahl geschlossen worden. Ebenso halten es die Banken und die größeren Firmen überhaupt. Infolge der Verkehrseinstellung sind aber auch die Preise für alle Dinge des täglichen Gebrauchs zu unerschwinglicher Höhe hinaufgegangen. So kann es unmöglich noch einen oder zwei Monate weitergehen.

Die französische Krise.

Das neue Ministerium ist nicht zustande gekommen. Die Sozialisten haben dem Allen die Hilfe verweigert und der bisherige Kriegsminister Painlevé will ohne die Sozialisten kein Ministerium gebildet wissen.

In die Tiefen dieser Krise leuchtet ein Morgen des Senators Humbert, der in seinem „Journal“ die Gefahren der nächsten Zukunft wie folgt beleuchtet:

„Berechenen wir uns so nicht: Wir stehen am Vorabend von ganz außerordentlich ernsten wirtschaftlichen Schwierigkeiten. Das Problem der Volksernährung und der Versorgung mit Rohstoffen, das während des ganzen dritten Kriegsjahrs mit wachsender Schärfe in die Erscheinung trat, will jetzt im Laufe des vierten Jahres noch weit verwickelter werden. Feindliche Stunden stehen uns unmittelbar bevor.“

Es müßte nichts: wir müssen es dem Rande fassen. Dieses muß sich mit patriotischer Geduld und Eingebung wappnen im Angesicht der immer mehrschwerer werdenden neuen Präzungen. Das Volk muß schon jetzt in feister Entschlossenheit die modernen Hilfsmittel ins Auge fassen, mit denen sich die Krisis mildern und befeigen läßt.

Die Lage unsern Landwirtstand ist kritisch. Denn die Getreideernte wird in diesem Sommer noch unergiebiger als im Vorjahr ausgefallen sein. Kann das übersehen? Es fehlt an Arbeitskräften. Der Boden, der schon schlecht unterhalten war, ist noch viel ertragloser geworden. Dazu kamen die Witterungsunbilden in diesem Sommer. Auch neuerdings haben wiederum furchtbare Unwetter gewüthet. Die Kartoffelernte schien zwar guten Ertrag zu versprechen, aber nun ist die Gefahr groß, daß sie durch die schweren Regengüsse neuerdings beeinträchtigt wird. Zu allem Unheil brauchen wir auch noch Kartoffeln als Zusatz zum Brote. Die Weinernte, die sich Menschengenossen unsern nationalen Reichthum darstellte, ist besonders schwer geschädigt worden, so daß die modernen Bewohner unsers Südens bereits höchst beunruhigende Alarmrufe ausgeföhren haben.

Doch wie steht es mit der Einfuhr von Lebensmitteln? Leber haben wir da schon ein bißchen zuviel gefordert. Frankreich kann sich doch nicht in unbegrenzter Schuldenslasten stützen. Die Transportmittel nehmen reichlich ab, während immer Bedürfnisse steigen. In der ganzen Welt lassen die Lebensmittelvorräte nach. Bereiten wir uns also auf das Unvermeidliche vor. Jetzt haben wir die Folgen der Voraussichtlosigkeit der Regierung zu fragen. Vor einem Jahre glaubte man, mit Einkürzungen über einen jährlichen Anwenßel hinwegzukommen. Aber für die Zukunft hat man keine Vorlage getroffen, und nun wird diese vernachlässigte Zukunft zur schmerzlichen Gegenwart. Schon hat die Teuerung eine beachtenswerte Höhe erreicht. Selbst wenn der Krieg in wenigen Monaten zu Ende ginge, wird die wirtschaftliche Gefahr im nächsten Jahre noch drohender sein.“

Neus!

Im alten Indien, so lesen wir im Pariser „Midiol“, waren die Anbühnen durch Kasien bündelweise getrennt, im Aufstand Peters das Gehen durch den Ficht, im republikanischen Frankreich durch das Adelsprivileg „hon“. Im republikanischen Frankreich sind die Bürger nach Einkommensklassen eingeteilt, die ebenso stark sind wie die Hindukasten oder der Kasten.

Sonntag befand ich mich in einem jener kleinen hölzernen überfluteten Fähr, die theoretisch die Verbindung zwischen der Ost- und Paris sichern sollen. Die dritte Klasse war überfüllt. So stieg ich in die erste ein. Im Abteil sah erweise ein General mit seiner Generalin und einem Hund, der sich auf dem Koffer breit machte. Niemals stieg ein Reisender ein, ein zweiter, ein dritter. Und das Abteil wäre voll gewesen, wenn nicht das Händchen der Generalin zwei Plätze eingenommen hätte.

Ein Heiserer: der Zug fährt ab. Wieder öffnete sich die Thür. Ein Kolm war's, mit gebräunt Gesicht, verbeultem Helm, ein echter Woll, der drei Kriegsjahre hinter sich hatte.

„Hallo — mein Herr, sagte der General trocken, wohnst?“
„Nach Paris, Herr General, um wieder zur Front zu fahren.“
„Das frage ich Sie nicht. Warum steigen Sie in dieses Abteil ein?“
„Weil nirgends mehr Platz ist, Herr General.“
„Wissen Sie denn nicht, daß es einem Gemeinen freigegeben ist, in die erste Klasse zu steigen, selbst wenn er keinen Platz bezahlt? Kennen Sie die Vorschriften nicht? Mous mit Ihnen.“

Maus mit Ihnen, sagte auch die Generalin. Frau, man, sagte ihr Hund, der zwei Plätze einnahm. . . .

Notizen.

Luzburg abgeschossen. Der argentinische Gesandte hat in Berlin am Sonnabend eine Note überreicht, wonach dem deutschen Gesandten von Luzburg die Bässe angelehnt werden seien, weil er nicht mehr als Geandter „angesehen“ wäre. Die „Entscheidung“ der Luzburg-Telegramme ist schon fast 14 Tagen in Berlin gewesen. Trotzdem hat die deutsche Regierung diese Zeit verstreichen lassen, ohne Luzburg abzurufen. Er mußte erst abgeschrieben werden, um das „Ansehen“ Deutschlands in der Welt weiter zu steigern. *

Keine Substanz für Holland. Offiziell wird aus dem Haag mitgeteilt: Seit August waren bekanntlich Unterhandlungen mit Deutschland im Gange, um die bis August monatlich geleisteten 350 000 Tons weizen zu erhalten. Bisher war das Ergebnis der Verhandlungen nicht befriedigend, vor allem in dem, weil die deutschen Forderungen zugunsten eines monatlichen Kredit bis Schwierigkeiten machten. Im August kamen aus Deutschland und Belgien nach Holland nicht mehr als 120 000 Tonnen Kohlen, seit dem 10. September ist die Kohlenzufuhr, wenn auch nur vorläufig, stillgelegt. Nach langen Unterhandlungen ist am 10. September von England ein Angebot zur monatlichen Lieferung von 100 000 bis 200 000 Tonnen gemacht worden. Dieser Vorschlag umfaßt gleichzeitig Bestimmungen über die Hebersteuer und nahe Arbeit zwischen England und Holland, noch dem ebenverfüllten holländischen Deputationsrat der belgischen Unterhauskommission ausgestellt werden müssen, als für die Kohlenzufuhr nötig ist. Das gut informierte „Lobderland“ teilt mit, daß die Kohlenzufuhr aus Deutschland nach Holland tatsächlich stattfindet, aber die Unterhandlungen mit der deutschen Regierung über ihre Wiederzufuhrnahme geführt werden. *

Nachtraglich wird gemeldet, daß die Kohlenzufuhr aus Deutschland nach Holland wieder aufgenommen wurde. *

Das angebliche englische Friedensangebot. Neuer mißbilligt „Daily Telegraph“ ist amtlich ermächtigt zu erklären, daß das in der „Deutschen Zeitung“ und anderen deutschen Blättern verzeichnete Gerücht, Großbritannien habe Deutschland Friedensvertragsangebot gemacht, jeder feilschen Begründung entbehre. *

Die Franzosen interpellieren. Die Pariser „Humanité“ meldet: Die Sozialisten werden die Regierung sofort nach Zusammentritt der Kammer über die Erstaholmer Wahfrage und um den neuen Winterfeldzug interpellieren. *

Energetisches Vorgehen gegen Hebrer. Ritzungsanfragen zufolge erzeuge die Staatsanwaltschaft in Gießen wegen mehrerer Preissteigerungen, also Wuchers, die Beschlagnahme der gesamten Warenbestände der Firma Schulz-Rüchold in Bottrop an. Würde gegen Preissteigerer und Wucherer überall und schon immer so wie hier vorgegangen sein, wir hätten bessere Zustände auf dem Warenmarkt als heute. *

Bomben auf Kolmar.

W. I. R. Großes Hauptquartier, 17. September 1917. (Amstlich.)

Westlicher Kriegsschauplatz.

Herzoggruppe Kronprinz Rupprecht.

Gute Sicht begünstigte die Entfaltung heftiger Feuerkämpfe.

In Flandern steigerte sich der Artilleriekampf an der Küste und in einzelnen Höhenzügen zwischen dem Westwall und dem westlichen Fronten. Die Beschlagnahme der gesamten Warenbestände der Firma Schulz-Rüchold in Bottrop an. Würde gegen Preissteigerer und Wucherer überall und schon immer so wie hier vorgegangen sein, wir hätten bessere Zustände auf dem Warenmarkt als heute. *

Herzoggruppe Deutscher Kronprinz.

Längs der Linie, vornehmlich nördlich von Esenau, ferner in der Champagne und vor Verdun, schwoll die Kampftätigkeit der Artillerien an. In mehreren Entzündungspunkten blühten die Franzosen Offensiven an.

Es feindlichen Artilleriegeschossen, die getrennt Kolmar zweimal angriffen, wurden zwei Flugzeuge durch eine mehrere Jagdmaschinen abgeschossen.

Außerdem verlor die Gegner sechs bis sieben Flugzeuge. Oberleutnant Reichold brachte am 15. September zwei feindliche Flugler, Oberleutnant Schütz in den beiden letzten Tagen bei Guegnen im Luftkampf zum Abbruch.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Keine wesentlichen Ereignisse.

Wegdonische Front: Die Lage ist unverändert.

Der Erste Generalquartiermeister Ludendorff.

Halle und Saalkreis.

Halle, 18. September 1917.

Der Kartoffelverkauf von Anhalten. Zur Ergänzung der Bekanntmachung des Magistrats über die Winterkartoffelverwertung wird bekanntgegeben, daß Anhaltener, Magazette usw. ihren Bedarf an Kartoffeln während des Winterhalbes 1917/18 entweder aus öffentlichen Verkaufsstellen wie bisher weiter beziehen oder ihren Gesamtbedarf auf einmal beziehen und einlagern können. Im letzteren Falle haben die Anhaltener die Möglichkeit, sich von Winterkartoffeln, die in den Märkten-Ausgabenstellen entnommen werden können, befreit ausstellen dem Stadt-Genüßungsamt, Abteilung II, bis Donnerstag den 20. September einzuliefern. Bei der Anmeldung des Bedarfs darf für jede Person 1 Zentner bestellt werden.

Der Verkauf von Mähdreschern ist vom Magistrat folgendermaßen geregelt worden: Der Verkauf erfolgt in den einflussreichen Geschäften, die durch Palate erstklassig gemacht sind, ist nach den Interessen der Ware. Für jede Person kann circa 1/2 Hufe Mähdrescher abgegeben werden. Die Verkäufer haben die Buchhalten (Kasse) des Besitztums mit Liste und angelegentlichem Inventar einzuzeichnen und den Mähdrescher 98 des Besitztums einzeichnen. Personen, an deren Schein sich der Magistrat 98 nicht mehr befindet, dürfen keine Mähdrescher erhalten. Die festgelegten Verkaufspreise müssen in den Geschäften deutlich sichtbar angebracht sein.

Beim Verkauf von Schokolade für Jugendliche kommen jetzt auch Tafeln im Gewicht von 125 Gramm zur Abgabe. Der Preis dieser Tafel stellt sich auf 1,40 Mark.

Eine Interzelle für die Provinz Sachsen ist am 15. September in Frage gestellt worden. Die Verordnungsgebung tritt mit dem 1. November in Kraft.

Aufnahmen über den Mißbrauch. Alle Untertanen und Mieter solcher Betriebe, in denen Mißbrauch der Lebensmittel, die nicht im Handel oder gemeinlich abgeben, werden angefordert, bis Freitag den 21. September anzugeben, wieviel Milch sie an den einzelnen Tagen von 10. bis 16. September an Verbraucher abgegeben haben, ferner wieviel Milch sie an die einzelnen Ziegen besorgen haben und von wem. Für die Anmeldungen werden im Stadt-Genüßungsamt (Marktstr. 22, Zimmer 25) Formulare abgegeben. Inzwischen sollen die Mißbräucher angegeben, wie viele Küden bei ihnen angemeldet sind, wie groß die Milchmenge ist, die an die Kunden abzugeben soll, und welche Angaben insbesonders an die Kunden abzugeben sind. Alle diese Angaben sind getrennt für Zubehörer von Vollmilchfabriken und Gelegenheitsfabriken zu machen.

Die Schenke für Neßlitz, welche Teutoburg und Tautenburg ist für den Umfang des Regierungsbezirks Westfalen auf das ganze Jahr 1917 abgegeben worden.

Hebergang zur Winterzeit. Von der großen Öffentlichkeit ist unbekannt, daß der Montag für den Hebergang zur Winterzeit vollzogen. Die meisten werden die Stunde, die sie in ihrem Leben nochmal durchleben dürfen, verschlafen haben. Denn der Hebergang vollzog sich um 3 Uhr morgens, als da die Uhr um eine Stunde zurückgestellt werden sollte. Aber wohl nur wenige werden genau diese Stunde gewählt haben, um ihre Uhren zu stellen. Manche öffentliche Uhren, soweit überhaupt noch die richtige Zeit anzeigen, werden schon am Sonntag nach dem neuen Winterzeit gestellt worden. Jedoch fast man am Montag allgemein eine Stunde länger gefahren und viele werden erst am Abend, als die Dunkelheit seither hereinbricht, erkannt haben, daß nun endlich die winterliche Zeit naht.

Höchstverleumdungen. Die Händlerin Marie Schmidt aus Halle, Reue Ewentandstraße, und der Kaufmann und Brotkäufer Fritz Stöckel in Halle, Große Frankfurterstraße, sind durch Urteil des Hofgerichts und Senats des Amtsgerichts wegen Verleumdung zu einer Geldstrafe von 10 Mark oder 3 Tagen Gefängnis und zu 20 Mark oder 4 Tagen Gefängnis festerhaftig gemacht worden. — Gegen die Verleumdungsgelahrin Frieda Pfeiffer in Halle, Sternstraße 1, ist durch Strafbefehl des Amtsgerichts wegen Verleumdung zu einer Geldstrafe für Anstehen eine Geldstrafe von 15 Mark oder 3 Tage Gefängnis festgelegt worden.

Im Verzeihungsverfahren verurteilt. Die Kriminalpolizei von Halle war bereits aufmerksam gemacht worden, daß die unter menschenwürdigen Kontrolle stehende Frau des Mauerpoliers Willi Kupper in Halle des öftern Schmierlebens ist. Da kurz vorher in Landsberg zwölf Hüner gestohlen worden waren und man dabei

einen von Halle kommenden und nach Halle wieder zurückfahrenden Mann gefangen hatte, wurde eine Hausdurchsuchung vorgenommen. Dabei fand man denn auch in einem unter dem Bett stehenden Koffer verdächtige Wappstücken und Hünerfedern. Hiermit wurde der Ehemann in Verbindung mit dem Landsberger Diebstahl vor dem Schöffengericht der Gehelung angeklagt. Er gab an, daß die Wappstücken von beim Fretieren gefangenen wilden Kanarienvögeln und die Hünerfedern aus seinem Bett herabfielen. Das Schöffengericht schenkte auch seinen Angaben Glauben und sprach ihn frei. Der Amtsanwalt legte jedoch gegen diesen freisprechenden Bescheid Beschwerde ein, und nun stand der Fall erneut vor der Strafkammer zur Verhandlung. Die durch den Gerichtsrat Dr. Schulz in der Verhandlung vorgenommene Unternehmung der verdächtigen Wappstücken hat unabweislich ergeben, daß das Bett nicht Kanarienvögeln, sondern Kanarienvögeln war. Der Staatsanwalt hielt dadurch die Schuld des Angeklagten für erwiesen und beantragte gegen ihn, der schon wegen verhängener Vergehen bestraft war, 6 Monate Gefängnis. Das Gericht verurteilte ihn zu 2 Monaten Gefängnis.

Städtischer Nahrungsmittelverkauf.

Voll. Mittwoch vormittag 8 bis 12 Uhr Nr. 17501 bis 25500, Nr. 17501 bis 6 Uhr 25501 bis 31500. Abgegeben werden 2 Pfund.

Theater, Ehrengewürdigkeiten usw.

La Serva Padrona. Komische Oper von G. V. Pergolesi. Orchester: Der zerbrochene Krug. Lustspiel von S. v. Kleist. So wenig belacht man auch gefälligen Abendprogrammen beim modernen Theater angenommen kann, und so merkwürdig auch die Verbindung Oper-Schauspiel an einem Abend ansetzt, — man fühlte sich doch angenehm enttäuscht, als diese beiden Sagen abrollten. Das Operchen zunächst stammt aus der ältesten Musikliteratur (von 1733) und war eigentlich nur als Einlage bei großen Opern gedacht, wie schon die Diktion in einer Vorrede angedeutet hat, die sich aber auch als selbständige Werke bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Das Hauptbedeutung daran kommt aber außerordentlich feingeborenen, eben so originellen wie großzügigen Musik zu, die außerordentlich talentvolles Temperament mit italienischem Empfinden für musikalischen Wohlklang verbindet. Natürlich ist sie lediglich begleitend und arbeitet fast mit Registralen, doch geht sie auch schon Anlässe zum Ausmalen, und zwar nicht nur in sich, sondern auch gegenüber den Bühnenvorgängen am deutlichsten, indem sie mit dem Charakter der Handlung verflochten darstellt (Geige und Holz); außerdem weist sie auch eine ganze Reihe derartig sauber durchgeführter Arien und Duette auf, daß man sich nicht an Magazette, wenn nicht gar noch neue Meister gemacht fühlt, inebalds darin ihr Alter gar nicht so spürt. Die Handlung ist sehr einfach und bezieht lediglich darauf, daß eine Dienstmagd ihren Angehörigen vor dem Herrn durch die Hände zu bringen sucht, die sie aber auch nicht die Wünsche, sondern bezieht einfach nur darauf, festzuhalten das Instrument zu sein, an dem sie sich nicht hängen lassen möchte. Das Instrument ist ein Harfen, welches betätigt betätigen kann. — Die Ausführung dieses Verhältnisses war mit viel Liebe und Sorgfalt vorbereitet. Auf der eigentlichen Bühne sah sich eine getrennt nachgemalt, keine Bühne der damaligen Zeit, mit dem niedlichen Charakter in den getragenen Trachten dazu, das wieder insofern zur Weichen wie zur linken von je einer kleinen Loge mit Zuschauer in wiederum zeitgenössischen Trachten flankiert wurde. Die wenigen hierzu benötigten darstellerischen Kräfte: Herr Fischer als dageliger Alberto, Fräulein Engardt als Dienstmagd Sergina und Herr Zerkow als Herr Don Gregorio, waren ausgezeichnete Leistungen, besonders Verdienst, das sie sich vollkommen vor dem Charakter dieses Verhältnisses anzupassen wußten. Das Orchester unter Herrn Franke's Leitung war nicht minder vorzüglich, wiederum hauptsächlich dadurch, daß sie ganz die Eigenart ihrer Ausführung und im besonderen wieder die rechte Musik zu wahren verstanden. Neu war dabei, daß man sogar ein altes General, die Herren des modernen Bürgers, zur Winterzeit herangezogen hatte, das mit seinen kleinen Klängen unter Herrn Franke's Fingern von der ganzen Veranstaltung noch mehr den Eindruck einer alten musikalischen Ausgrabung zu erwecken verstand. Die Zuhörer folgten den Darbietungen sehr interessiert. Es ihnen freilich das

„Dreimäderhaus“ nicht lieber gemessen wäre, diese Frage wegen wir nicht zu beantworten.

Der „zerbrochene Krug“ ist ein Lustspiel, über das schwerlich noch viel gesagt zu werden braucht, nachdem es wohl allgemein Gemeinheit des deutschen Volkes geworden sein dürfte. Nur die Bemerkungen seien gemacht: daß wir trotz seiner Alltäglichkeit wenige gute Lustspiele haben, die mit ihm auch nur in Vergleich gestellt werden könnten, und daß sich der unglückliche Kleist damit ein Denkmal gesetzt hat, das seinen „Krug von Romberg“ aber auch sein „Mädchen von Sellhorn“ aber auch nur seine „Schranke“ weit überbourn wird. Die Ursache hierzu liegt teils in der äußerst glücklichen Grundidee, von einem zerbrochenen Krug aus eine duntle Beibratung abzurufen, noch mehr aber in der vorzüglichen Gestaltungskraft jener der Verionen wie der Handlung, mit der sich Kleist von neuem als der geborne Dramatiker erweist. So 3. A. einen Menschen zu schämen, wie es der Dichter mit der Hauptperson, mit dem Dorferrichter Adam, tut; zu dummschreiend und verblagen, so listig und geistesgegenwärtig zugleich, das ist nur wenigen nach ihm gelungen, trotz der merkwürdigen, feinsinnigsten Charakterisierungen, die wir gerade in der neuen Literatur haben. Nur eine Gerhart Hauptmann (einzigste Figuren aus den „Schemen“ dazu „Zürnamm Hentze“, „Moll Berr“) und Herr Schmitz („Achtel“, „Anatol-Miklos“) kamen den Dramatikern unter ihnen hierbei in Betracht, doch steht ihnen infolge ihrer modernen Kompliziertheit und Meißelbarkeit wieder die große, ruhige, die klassische Linie, die uns gerade dieses klassische Charakterisierungen immer wieder anrufen läßt wie ein Bild aus dem Alter eines alten, fast seiner Wirklichkeit und seiner Saubheit freudigen tollendsten Malers. — Auch die Aufführung dieses Stückes war vorzüglich, doch vor allem dem glücklichen, einheitlichen Zusammenfall bei dem nur die moderne und die klassische Darstellung noch etwas ungenügend vermischt werden können, darf aber vor allem der feinen Wiederabe des Dorferrichters Adam durch Herrn Schmitz, die in allen Zügen fein beobachtet und an jeder Stelle lebendiger und überzeugender war, ungenügend noch vielständ dem Menschen im Schauspiel der Rang vor dem Virtuosen noch etwas vortreten gegeben werden sollte. Daneben machten sich noch die Herren Wollato als Schreiber, Teufelher als Gerichtsrat und Wille als Murreich, sowie die Damen Grani als Eva und Zerkow als Frau Moll sehr verdient. Das Publikum war über die Aufführung sehr entzückt und fargte denn auch nicht mit lautem Beifall.

Stadtverordneten-Versammlung Halle.

Sitzung vom 17. September.

Zunächst wurden wieder verschiedene geschäftliche Angelegenheiten erledigt, unter denen sich diesmal besonders von größerer Bedeutung befanden, ist die Eingabe des Gewerkeverbandes zur Nahrungsmittelverwertung, eine Petition des Hallischen Bürgervereins zu demselben Gegenstand und eine dritte der friburger Kreisler, die letztere Veranschlagungen, aber auch höhere Löhne bewirkt. Der Verband mit die ersten beiden Eingaben dem Magistrat zur Berücksichtigung überweisen wurden, soll der dritte erst an den nächsten Aufsicht gehen.

Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein Antrag verschiedener bürgerlicher Stadtverbände verhandelt, die Veranlassung nach dem

Wilsen-Breit des Magistrats

nachträglich noch beitreten. Die Begründung hierzu gab der Stadt. Fabian. Er meinte, daß die gesamte Bürgerchaft einmütig gegen die Wilsen-Breit Zustimmung vorgehen müsse, das heißt alle solle sich von seinem Juristenamt lösen, durch das es erst groß und stark geworden sei und das jetzt am nötigsten brauche. Dem Magistrat gebühre Dank für seinen energischen Protest, die Bürgerchaft müsse sich ihm aber anstellen.

Stadt. Hennig erklärte, daß seine Parteifreunde nichts gegen die Verabschiedung der Stadtverordneten-Versammlung mit Politik haben. Im Gegenteil, das hätten sie ja auch immer gehandelt, das letztemal vor drei Jahren, als sie eine Petition an

Kapitän Bröhans Werbung.

Ein humoristischer Seemann von W. W. Jacobs. (4. Fortsetzung.) (Schluß der Fortsetzung)

„Das verlange ich durchaus nicht zu wissen, Madam,“ unterbrach der Kapitän die alte Dame höflich.

„Es würde keinen Zweck haben, wegen meines Vaters zu anmonieren,“ sagte das junge Mädchen mit ihrer klaren Stimme, „weil er weder lesen noch schreiben kann. Er ist ein sehr fahrig, kluger Mann und vor fünf Jahren ist er einen Mann wieder und dachte, er hätte ihn getötet. Seitdem haben wir nichts von ihm gehört oder gesehen.“

„Er muß ein kräftiger Mensch gewesen sein,“ warf der Kapitän ein.

„Er hatte etwas in seiner Hand,“ sagte das junge Mädchen, sich tief über ihre Arbeit beugend. „Aber er verlor sie ihm nicht schwer. Der Mann war zwei Tage später wieder arbeitsfähig und trägt es ihm durchaus nicht nach.“

„Er kann irgendwo sein,“ meinte der Kapitän nachdenklich.

„Er ist sicherlich irgendwo, wo Schiffe sind,“ sagte die alte Dame, „denn ich ist sicher. Denn, wissen Sie, er war selbst jahrelang Kapitän eines Schiffes, und einerseits ist es konnte er nicht ohne das Wasser leben und andererseits ist es der einzige Weg für ihn, sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben; armer Mann — wenn er nicht wieder zur See gegangen ist, was ich kaum glaube.“

„Wohl Küstenschiffer?“ fragte der Kapitän, den Blick auf zwei oder drei kleine Fahrzeuge gerichtet, die in Del um die Wände segelten.

Die alte Dame nickte. „Das waren kein Schiffe,“ sagte sie, seinem Blick folgend, „aber die Moler konnten es ihm nie mit den Wölfen recht machen. Ich glaube nicht, daß es in ganz Deutschland einen Menschen gibt, der schwerer mit Wölfen zu befriedigen war, als er war.“

„Wie sah er aus?“ fragte Bröhans.

„Ich will Ihnen ein Bild von ihm holen,“ sagte die alte Dame, sich erhebend, und verließ das Zimmer.

Das junge Mädchen auf ihrem Platz am Fenster bei den Geranien stützte emsig weiter. Der Kapitän, ängstlich besorgt, recht behaglich zu erscheinen, huschte dreimal leise und war gerade im Begriff, eine Bemerkung — über das Wetter — zu machen, als sie ihren Kopf abwandte und sich für etwas draußen interessierte. Der Kapitän beschäftigte sich wieder mit der Betrachtung der Wölfe, mit mehr Mißfallen, als selbst der vernünftige Kapitän gezeigt haben konnte.

„Die ist kurz vor seinem Verwidnen aufgenommen,“ sagte die alte Dame, das Zimmer wieder betretend, und überreichte ihm eine Photographie. „Sie können sie behalten.“

Der Kapitän nahm sie und blickte aufmerksam auf das Bild eines kräftigen, vollbärtigen Mannes von ungefähr sechzig Jahren. Dann steckte er sie sorgsam in seine Brusttasche und erhob sich.

„Und wenn ich ihm zufällig begegnen sollte... wie ist sein Name?“

„Göfeler,“ sagte die alte Dame, „Kapitän Göfeler. Wenn Sie ihn sehen sollten und würden ihm dann sagen, daß er nichts zu befürchten hat und daß seine Frau und seine Tochter Käthe vor Verlangen sterben, ihn wiederzusehen, würden Sie etwas getan haben, wofür ich Ihnen nie und nimmer genug danken könnte.“

„Ich werde mein möglichstes tun,“ sagte Bröhans herzlich. „Adieu.“

Er schüttelte die Hand der alten Frau und stand mit herabhangenden Händen da und sah Käthe zweifelhaft an.

„Adieu,“ sagte sie freundlich.

Frau Göfeler begleitete ihn zur Tür. „So oft wie Sie in Bremerhaven sind, Herr Kapitän, wird es uns freuen, Sie zu sehen und von Ihnen zu hören, ob Sie etwas erreicht haben,“ sagte sie, als sie ihn hinausließ.

Der Kapitän dankte ihr und hielt einen Augenblick an der Gartentür an, um einen heimlichen Blick nach dem

Fenster zu werfen, aber das junge Mädchen hatte sich wieder über ihre Arbeit gebeugt, und er ging schnell fort.

Als Bröhans sein Schiff erreicht hatte und sich zu seinem vorbereiteten Mittagessen niederlegte, hatte er fast, in der freudigen Erregung, daß er etwas für Stänlein Göfeler zu tun habe, die Tatsache vergessen, daß sie mit jemand anders verlobt war. Als es ihm aber einfiel, schob er seinen Kopf von sich und überließ sich, seinen Kopf auf die Hand gelehnt, einem Anfall tiefer Melancholie. Er nahm die Photographie aus seiner Tasche und verurteilte, sie aufmerksam betrachtend, eine Ähnlichkeit zwischen Vater und Tochter zu entdecken.

„Was halten Sie davon?“ fragte er, das Bild dem Steuermann überreichend, der ihn schon neugierig beobachtet hatte.

„Ein Freund von Ihnen?“ erkundigte sich der Steuermann vorzüglich.

„Nein,“ erwiderte der andre.

„Na, ich halt' mich viel von,“ sagte der Steuermann. „Wo haben Sie es her?“

„Man hat's mir gegeben,“ sagte der Kapitän. „Er wird verheiratet, und ich soll ihn finden, wenn ich kann. Sie könnten Ihre Augen auch wohl in Biskaya mit aufpassen.“

„Wo woll' Sie 'n denn suchen?“ fragte der Steuermann.

„Überall,“ entgegnete der andre. „Er soll am wahrscheinlichsten in einer Hafenstadt zu finden sein, und wenn Sie mit aufpassen wollten, würden Sie mich einen großen Gefallen tun.“

„Das werd ich tun, natürlich,“ sagte der Steuermann. „Was hat er gemacht?“

„Nix, das ich weiß,“ sagte der Kapitän, „er wird seit etwa fünf Jahren vermisst, und ich hab' versprochen, mein möglichstes zu tun, ihn wiederzufinden.“

„Seine Freunde sind wohl besorgt um ihn?“ fragte der Steuermann.

„Ja,“ antwortete der andre. (Fortsetzung folgt.)

